

Predigt zum 4. Adventssonntag, 19./20.12.20

2 Sam 7,1-5.8b-12.14a.16; Lk 1,26-38

Beim Krippenbau machen sich die Teams in unseren Gemeinden immer viel Mühe – in diesem Jahr zum Teil noch mehr, jedenfalls dort, wo man sehen muss, ob und wie man beim Aufbau die Corona-Regeln einhalten kann. Die Krippe ist zwar der Ort von Jesu Geburt, aber es ist schon klar, dass wir sie für uns und nicht – zumindest nicht direkt – für ihn aufbauen. Uns soll sie helfen, dass er auch in unserem Herzen ankommt. Das gilt nicht viel anders auch für unsere Kirchen – aber da ist die Sachlage schon nicht ganz so klar. Immerhin nennt man sie noch gern „Gotteshaus“ und wenigstens früher wurde Kindern noch vereinfacht erklärt: „Da wohnt der liebe Gott“. (Ich weiß nicht, wie Sie das jeweils gehandhabt haben.) So etwas hinterlässt Spuren im Bewusstsein. Das liegt dann gar nicht mehr so weit von der Idee des Königs David entfernt, einen ersten großen Tempel – aus Stein oder wenigstens Zedernholz - für Gott in Jerusalem zu errichten. Durch seinen Propheten Natan beantwortet Gott das mit Wohlwollen aber auch sozusagen mit einem milden Lächeln und Kopfschütteln. Er erinnert David an seine Grenzen. Ein Haus zu bauen, das wirklich Bestand hat, das kann nur Gott. Damit ist dann auch kein Gebäude gemeint – und sei es auch noch so solide -, sondern das „Haus David“, seine Familie also, kein totes Monument, sondern Leben und Zukunft. Die Lesung haben wir heute gehört, weil Jesu Geburt Teil und Höhepunkt dieses Versprechens ist: Er stammt ja aus dem „Hause David“. So weit geht Gott, so weit kann nur er gehen, uns Leben und Zukunft zu schenken. Er nimmt selbst dieses Leben an, gibt sich hinein in unserer zerbrechliche Geschichte und verwandelt sie.

Bei Kirchbauten muss uns Gott daran sicher nicht mehr erinnern, aber es gibt, denke ich, andere Bereiche, wo eine solche Richtigstellung nötig ist, wo wir uns einreden mögen, quasi göttlich unsere Zukunft zu sichern, etwas von ewigem Bestand zu schaffen, gut gemeint sogar, aber doch in der irrigen Annahme, wir könnten Gott überbieten, oder doch einhegen, selbst die Regie übernehmen. Das geschieht durchaus auch dort, wo von Gott eigentlich nicht mehr gesprochen wird – gerade da. In diesem Jahr werden wir besonders deutlich vor unsere Grenzen geführt. Da sollte diese Richtigstellung eigentlich am ehesten Gehör finden...

(Nun aber, in einem zweiten Teil, ein Blick auf die andere Seite.) Dass diese Richtigstellung nötig ist, liegt aber – und auch dafür steht der König David – nicht einfach an böser Absicht oder gar Gottvergessenheit, an menschlicher Schuld also, sondern vor allem an einer naheliegenden, gewissermaßen gottgewirkten Irritation.

„Damit ein Anfang sei, wurde der Mensch geschaffen, vor dem es niemand gab“, schreibt der Hl. Augustinus in seinem Werk „Vom Gottesstaat“ in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts.

(Ich will jetzt nicht so tun, als würde ich daraus mal eben so zitieren können – eine Sendung im DLF brachte mich vor ein paar Tagen darauf.) „Damit ein Anfang sei, wurde der Mensch geschaffen, vor dem es niemand gab“ – Vor dem Menschen gab es zwar „etwas“ aber nicht „jemand“. Er erklärt das folgendermaßen, und jetzt muss ich Ihnen einen Moment Latein zumuten (stimmt gar nicht: ich will Ihnen das zumuten) – allerdings allen vertraute Vokabeln, glaube ich. Er unterscheidet zwischen „principium“ und „initium“. Das erste muss man hier wohl nicht mit „Prinzip“, sondern mit „Ursprung“ übersetzen, das zweite dann mit „Anfang“. Den Ursprung, dass also überhaupt etwas ist und dass etwas möglich wird, den kann nur Gott schaffen, aber auch wir Menschen können mehr als Instinkten, eingeborenen Reflexen und alltäglichen Notwendigkeiten folgen. Wir können, wie Gott, etwas Neues schaffen, Anfänge setzen, Initiative ergreifen – da ist das Wort dann in moderner Gestalt. So unterscheidet sich der Mensch von allem, was vorher war, so wird er „Person“. Das ist zugleich das Geschenk der Freiheit. Gott ist mit uns ein besonderes Wagnis eingegangen; er liefert sich unserer Freiheit aus. Dieses dramatische Wagnis sehen wir ausgerechnet in der so poetisch-zarten Szene des Evangeliums: Gott hat sich bei seinem größten Entgegenkommen gegenüber uns Menschen abhängig gemacht von unserer Zustimmung, konkret von der Zustimmung eines – wahrscheinlich etwa 15jährigen – Mädchens. Einen Augenblick – so dürfen wir uns vorstellen – hält der Kosmos den Atem an, ob es gelingt, dass nun Gott und Mensch bei dieser spektakulären Neuschöpfung der Welt gemeinsam wirken: Ursprung und Anfang. Mit solcher Vollmacht kommt auch große Verantwortung. Marias „Ja“ führt dazu, dass Gott ihr seinen Sohn, also letztlich sich selbst, sein Leben anvertraut, dass er ihr die Begleitung seines Weges in der Welt zutraut und zumutet.

Und wie frei sind wir? Was meinen Sie? Initiativ – und ausgeliefert (auch einander); machtgierig – und der Freiheit überdrüssig; freiheitsversessen, wenn es um unsere Entscheidungen geht – und freiheitsvergessen angesichts all der anderen Menschen? Wo stehen wir zwischen Allmachtsphantasien und ohnmächtiger Angst...? – Heute jedenfalls werden wir sanft zwischen Maria und David gestellt: Maria erinnert uns an unsere Freiheit und zugleich unsere Verantwortung dafür, was aus dieser Welt wird und wie Gott in ihr vorkommen darf. Und mit David erinnert uns der Prophet Natan eben an Gott, Grenze und Grund unserer Möglichkeiten, Ursprung, der uns frei setzt und an den wir uns doch halten können, in den wir uns fallenlassen dürfen. Leben wir wenigstens ein paar Tage bewusst in dieser Spannung. Zu Weihnachten können wir dann aufmerksam wiederum beides hören: das menschliche „Damals“ im Lukasevangelium und bei Johannes göttlicher Ursprung, „Im Anfang...“. Amen.